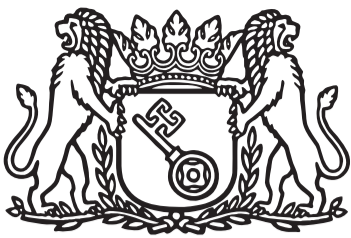




JETZT MIT NEUEN SEITEN CHRIST & WELT

8. Dezember 2011 DIE ZEIT Nr. 50 PREIS DEUTSCHLAND 4,00 €

# DIE ZEIT



WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

Rheinischer MERKUR

IN DIESER AUSGABE VON CHRIST & WELT



»Wir mussten oft lügen!«

Ein katholisches Ehepaar ringt sich zur künstlichen Befruchtung durch  
Christ & Welt Seite 2



Die Blüten der Erbauung

Ein neues Buch erinnert an die alte Volksfrömmigkeit  
Christ & Welt Seite 3/4



Angst vor Antisemitismus

Die Kinder von Holocaust-Opfern fürchten Angriffe  
Christ & Welt Seite 5

## Das Fest der Bücher

Leben und schreiben, wie geht das zusammen? Wir haben Schriftsteller befragt. Dazu: Die besten Bücher für Weihnachten

56 SEITEN ZEIT LITERATUR



Illustration: Ludvig Glazer-Naudé für DIE ZEIT; nach einem Gemälde von Gino Severini »Stilleben mit braunem Krug«, 1920; Rijksmuseum Kroeller-Mueller, Otterlo; VG Bild-Kunst, Bonn 2011

## Souverän bleiben

Jetzt entscheidet sich das Schicksal Europas. Warum die Staaten keine Angst haben dürfen, Macht zu verlieren VON MATTHIAS NASS

**A**n diesem Freitag geht es in Brüssel um unser Geld, um unsere Souveränität, um unser Gewicht in der Welt. Es geht, in einem Wort, um die Zukunft Europas. Man spürt es, wie der ganze Kontinent auf den Befreiungsschlag wartet. Es muss etwas geschehen. Jetzt. Alle wissen es.

In dieser Krise, so sagte es die Bundeskanzlerin vor dem Deutschen Bundestag, habe die Politik nahezu »jedes Vertrauen verspielt, verwirrt und fast zerstört«. Für Angela Merkel, die es gern eine Nummer kleiner hat, ist dies ein erstaunliches Wort. Auch sie erklärt damit das Brüsseler Gipfeltreffen zum europäischen Schicksalstag. Die Drohung der Rating-Agentur Standard & Poor's, die Kreditwürdigkeit der ganzen Euro-Zone herabzusetzen und Deutschland die Bestnote »Triple A« zu nehmen, braucht es dazu nicht.

Manches von dem, was kommen wird, ist seit diesem Montag bekannt, als sich Angela Merkel und Nicolas Sarkozy in Paris trafen. Jedes Euro-Land wird künftig, wenn es die festgelegten Verschuldungsgrenzen überschreitet, automatisch mit Sanktionen belegt. Wer seinen Staatshaushalt nicht in Ordnung bringt, der kann vor Gericht gestellt werden. Der Europäische Gerichtshof soll darüber wachen, ob dies geschieht.

### Die Kanzlerin macht sich gern klein: Mehr Uckermark als Bismarck

Eine solche »Fiskalunion« wäre für Europa ein großer Schritt voran. Der Widerspruch zwischen Währungsunion und fehlender politischer Union wäre zum Teil aufgelöst. Die europäischen Verträge müssten dafür geändert werden, und das dürfte kein leichtes Unterfangen sein. Denn klar ist: Die Nationalstaaten müssen ein wenig von ihrer Macht abgeben.

Souveränitätsverzicht, schreien deshalb die Nationalkonservativen. Das Haushaltsrecht für Europa opfern oder auch nur einschränken lassen? Undenkbar! In Wahrheit geht es um Souveränitätsgewinn durch Souveränitätsübertragung. Nicolas Sarkozy hat das begriffen. Nur in einem handlungsfähigen Europa bleibe Frankreich wirklich souverän, sagte er dieser Tage in einer großen Rede in Toulon.

Natürlich kann ein starkes Land wie Deutschland, das in Europa eine Großmacht ist, leichter auf Souveränität verzichten als ein kleines Land; der Große wird sich schon zu behaupten wissen. Deshalb steht er schnell unter Verdacht, herrschen zu wollen, wo er nur (auch sich selber!) helfen will. Die »urdeutschen Tugenden« (*Neue Zürcher Zeitung*) der Sparsamkeit und Fiskaldisziplin kommen nicht überall gut an. Vom »deutschen Diktat« ist die Rede.

Natürlich ist das Unfug. Das eigentliche Problem sind überzogene Erwartungen. Niemand hat sie klarer formuliert als Polens Außenminister Radoslaw Sikorski, der vorige Woche in Ber-

lin erklärte: »Ich verlange von Deutschland, dass es der Euro-Zone zum Überleben und Gedeihen verhilft.« Sikorski sagt von sich, er sei wohl der erste polnische Außenminister, der deutsche Macht weniger fürchte als deutsche Untätigkeit. »Sie sind Europas unverzichtbare Nation geworden«, rief er den Deutschen zu.

Für unsere Ohren sind das gewöhnungsbedürftige Töne. Sirenenklänge dürften sie nur für die wenigsten sein. So schnell ist dieses Land nicht mehr zu verführen, auch nicht zur Führung in Europa. Es will seinen Job ordentlich erledigen und wird dabei von einer Kanzlerin vertreten, die sich gern kleiner macht, als sie ist. Mehr Uckermark als Bismarck!

Sie steht in der Pflicht. Das scheint ihr als Antrieb zu genügen. Zumal zweierlei gelingen muss. Längerfristig der Umbau der Schulden zur Stabilitätsunion. Das braucht Zeit. Jetzt aber, sofort, muss das Feuer der Spekulation ausgetreten werden. Die Gelder des vorläufigen Stabilisierungsfonds EFSF reichen dafür nicht. Und auf den permanenten Rettungsschirm ESM kann Europa nicht warten, selbst wenn dieser statt 2013 nun schon Ende 2012 kommen soll.

Deshalb, so der Plan der EU, sollen die Mittel des Internationalen Währungsfonds aufgestockt werden, möglicherweise durch Kredite der nationalen europäischen Zentralbanken, zu denen Gelder aus Schwellenländern wie China oder Brasilien kommen könnten. Selbst wenn die Amerikaner sich nicht beteiligen: Der IWF hätte dann die nötige Feuerkraft, um einen Zahlungsausfall Italiens oder Spaniens zu verhindern.

Viel Zeit bleibt nicht. In Amerika und Asien schwindet die Geduld mit diesem entschlossenen Europa. Es ist keine drei Wochen her, da hat Barack Obama »Amerikas Pazifisches Jahrhundert« ausgerufen. Vor dem australischen Parlament hat er die strategische Neuausrichtung seines Landes mit der Wirtschaftskraft Asiens begründet. »Hier sehen wir unsere Zukunft!«

Dies ist der weltpolitische Hintergrund, vor dem Europa über den nächsten Schritt zur Einheit entscheiden muss. Kein europäisches Land wird sich im 21. Jahrhundert allein gegen Amerika und gegen die aufstrebenden Länder Asiens behaupten können.

Dabei kann dieses Europa eine Macht zum Guten sein: bei der Wahrung der Bürger- und Menschenrechte; bei der sozialen Sicherung; beim Klima- und Umweltschutz; bei der Regulierung der Finanzmärkte. Unser Alter Kontinent hat die Kraft dazu noch, aber nur.

Vielen Europäern mag es gar nicht bewusst sein, aber wir wandern immer mehr an den Rand des Geschehens. In Asien und Amerika lässt das Interesse an uns nach. Man könnte auch sagen, wir werden unterschätzt – weil wir unsere Stärken nicht bündeln. Europa muss nicht Peripherie werden: Auch darum geht es in Brüssel.

www.zeit.de/audio

## Lupenreine Diktatur

Jetzt hat Putin die Wahl: Will er den Modernisierer geben oder nur die Macht behalten? Das Volk wendet sich ab VON JOHANNES VOSWINKEL

**D**ie Parlamentswahl wirft einen demokratischen Hoffnungsschimmer auf Russland. Ein Teil der Bevölkerung strafe am Sonntag die Regierenden für ihre mageren Taten nach schönen Parolen ab. Für eine Demokratie ist das Wahlalltag, für Wladimir Putins Russland eine Neuheit. Weder die staatliche Kontrolle über den politischen Wettbewerb im Land noch Wahlfälschungen konnten verhindern, dass die Machtpartei »Einiges Russland« 15 Prozent der Stimmen verlor. Dabei lassen Wahlergebnisse von über 90 Prozent für die Partei in den straff geführten Republiken des Nordkaukasus oder in den für Beobachter verschlossenen Wahllokalen von Gefängnissen, psychiatrischen Anstalten und Armeekasernen erahnen, welches Ausmaß die Manipulationen hatten. Der wahre Stimmenanteil von »Einiges Russland« liegt vermutlich deutlich niedriger als die offiziell zugeschriebenen gut 49 Prozent.

»Einiges Russland« besitzt zwar noch die absolute Mehrheit im Parlament. Aber psychologisch stellt diese Wahl schon einen Wendepunkt dar. Denn die Mächtigen in autoritären Systemen brauchen hohe Wahlsiege zu ihrer Legitimierung. Sogar eine einfache Mehrheit wirkt zu mager, um die Allmacht des Kremls zu beglaubigen. Wo »Einiges Russland« früher allein das Feld beherrschte, muss es künftig tun, was es nie gelernt hat: sich gegen Konkurrenten politisch durchsetzen. Für die Gegner des Putinschen Systems ist das ein elektrisierendes Moment: Die Macht zeigt sich verwundbar, weil sie stehen blieb, während die Gesellschaft sich bewegte.

### Die neue Mittelschicht sucht sich eine neue Partei

Denn eine neue Mittelschicht entsteht in Russland. Zwar gehören viele Stützen des Regimes dazu: Mitarbeiter der Staatsunternehmen, Polizisten, Geheimdienste. Aber der Anteil der Unternehmer, der Städter, der jungen Aufsteiger wächst. Die Jahre der Stabilisierungspolitik unter Präsident Putin haben viele von ihnen genutzt, um sich in der Gesellschaft zu etablieren. Damals überzeugte sie der Verweis auf die chaotischen neunziger Jahre, sie wollten Russland nicht in neue Turbulenzen stürzen. Sie verdienten Geld und fragten nicht viel.

Die globale Wirtschaftskrise hat ihren Sinn für die nötigen Reformen geschärft. Jetzt wünschen sie Veränderung: weniger Korruption, mehr unternehmerische Freiheit, bessere Bildung und Gesundheitsversorgung. Noch ist ihre politische Orientierung diffus. Sie sind vor allem gegen die Regierenden. Noch bindet sie keine Partei. Die Liberalen unter ihnen finden sich im Parlament durch niemanden vertreten. Ihre Kraft schöpfen sie aus dem Internet, der einzigen öffentlichen Diskussionsplattform für alle. Den Staat wünschen sie im Gegensatz zur klassischen

Anhängerschaft Putins nicht als Gouvernante, sondern als unparteiischen Schiedsrichter. Dmitrij Medwedjew sollte sie als Präsident mit liberalem Etikett einbinden. Doch Putins angeblich seit Jahren getroffene Entscheidung, im März wieder als Präsident zu kandidieren, schlug sie vor den Kopf. Medwedjew gilt ihnen seither als politische Leiche, und Putin trauen sie nicht.

Als Folge droht eine politische Krise. Die Demonstration mehrerer Tausend Moskauer gegen die Parlamentswahl am Montagabend war ein Vorbote. Russlands Innenpolitik wird konfliktreicher, und Putin dürfte es schwererfallen, alles unter Kontrolle zu halten. Wenn künftig bei regionalen Wahlen Kandidaten anderer Parteien als »Einiges Russland« gewinnen, bricht das Monopol der Putin-Partei auf die Macht zusammen. Sollte zudem der Ölpreis fallen und die Wirtschaft schwächeln, fehlt das Geld, um sich wie in den Boomjahren von entstehendem Protest freizukaufen.

Putin steht vor der Wahl: Er könnte sich selbst neu erfinden als der überzeugte Modernisierer, der zu sein Medwedjew vorgab. Er müsste einen starken, liberalen Regierungschef auswählen und Reformen für eine funktionierende Justiz, gegen Korruption und die Herrschaft der Beamten beginnen. Es wäre ein mutiger Schritt zu Russlands Bestem. Aber er ist wenig realistisch. Denn Putin würde das eigene System demontieren. Das wollen auch viele seiner Mitstreiter nicht. Ihr einziges Ziel, der Machterhalt, dürfte auch ihn antreiben. Einen gloriosen Abtritt hat er schließlich verpasst und muss heute, mit Blick auf den Arabischen Frühling, auch den Verlust seines Besitzes oder gar persönliche Verfolgung nach dem Amtsende fürchten. Versucht er aber, die Freiheit im Lande zurückzuschrauben, um seine Macht zu stabilisieren, drohen die Emigration der jungen, dynamischen Russen und der Widerstand der Straße. Russland wird unruhiger werden, doch die westlichen Staaten können seine Entwicklung kaum beeinflussen. Die neunziger Jahre haben gezeigt, dass es nicht mit westlichen Ratschlägen und ein paar Krediten getan ist, zumal der Widerstand gegen äußere Einmischung in Russland groß wäre. Aber zum Zuschauen ist der Westen auch nicht verurteilt. Russland hat sich als Mitglied des Europarats und durch die Unterzeichnung der Europäischen Konvention der Menschenrechte zu den europäischen Werten verpflichtet. Seine Führung ist zudem abhängig von Investitionen und Know-how aus dem Westen. Umso mehr können die europäischen Partnerländer Russland kritisch begleiten. Ein Argument bleibt ihnen als letzter Trumpf: Die russische Mächtelie hat viel zu verlieren, da sie eng mit Westeuropa und Amerika verbunden ist. Da leben die Kinder, stehen die Zweitvillen, liegen die Gelder auf den Konten. Der Eigennutz könnte die Herrschenden letztlich von Gewalt und Unrecht in Russland abhalten.

www.zeit.de/audio

KREUZ & QUER

## Leicht entflammbar

In Städten quer durchs Land kündigen Plakate Aufführungen des *Weihnachtsoratoriums* an. Meistens ist es das von Johann Sebastian Bach. Wenn der Kirchenmusiker sehr katholisch ist, wählt er das *Oratorio de Noël* von Camille Saint-Saëns. Meistens ist die Kirche dann nicht ganz so voll wie bei »Jauchzet, frohlocket«, aber besser besucht als zu normalen Gottesdienstzeiten. »Ihr Priester predigt die Kirchen leer!«, denken die Musiker schon mal. »Ihr degradiert das Gottes- zum Konzerthaus!«, denken die Pfarrer. Jüngst trug sich vor einer Aufführung des Bach-Werks folgende Szene zu: Der Musiker stellte zusätzliche Bänke auf, der Priester sah's und sagte: »Hoffentlich wird die Kirche nicht so voll wie im vergangenen Jahr. Sonst gibt es Ärger mit dem Brandschutz.« So gesehen löst die Kirchenkrise manches feuerpolizeiliche Problem.

CHRISTIANE FLORIN

Kleine Foto (v.o.n.u.): Unclesam/fotolia; Thomas Parth; Siegfried Stein/imagio; Tobias Kruse für ZEIT Literatur 5

ZEIT Online GmbH: www.zeit.de; ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de; Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg; Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbrief@zeit.de

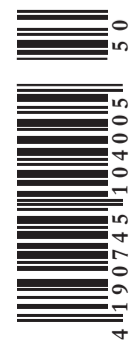
ABONNENTENSERVICE: Tel. 0180 - 52 52 909\*, Fax 0180 - 52 52 908\*, E-Mail: abo@zeit.de \*9,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus dem deutschen Mobilfunknetz

PREISE IM AUSLAND: DKR 43,00/NOR 60,00/FIN 6,70/E 5,20/Kanaren 5,40/F 5,20/NL 4,50/A 4,10/CHF 7,30/I 5,20/GR 5,70/B 4,50/P 5,20/L 4,50/HUF 1605,00

AUSGABE:

50

66. JAHRGANG C 7451 C



# Es ist ein Auge das alles sieht Wens auch in dunkler Nacht geschieht

**BRAUCHTUM** Glaube braucht Gefühl.

Und auch Mut zum Kitsch. Liebevoll verzierte Kreuze,  
ein Jesuskind mit Pausbacken und Maria als milde Mutter:  
das war eine Sprache, die einst viele Katholiken  
verstanden. Ein neues Buch erinnert an diese  
Volksfrömmigkeit vergangener Tage.  
Ist religiöse Erbauung überhaupt noch möglich?

Von Christiane Florin

Als das ZDF anno 2004 die liebsten Bücher der Deutschen ermittelte, schaffte es Paulo Coelho's „Der Alchimist“ auf Platz acht, während die „Blechtrömmel“ auf Position 48 zum literarischen Little Drummer Boy schrumpfte. Lese-Experte Hellmuth Karasek zürnte. „Der Alchimist“ sei ein „schwachsinniges Erbauungsbuch“, verkündete er ex cathedra vom ZDF-Sofa. Erbauung, lautet ein Dogma der Hoch- bis Mittelkultur, ist unbedingt zu vermeiden. Der gebildete Leser darf zwar fühlen, aber er darf sich nach der Lektüre keinesfalls besser fühlen müssen als vorher.

Die Coelho's sehr vergangener Jahrhunderte hießen zum Beispiel Thomas von Kempen („Vier Bücher vom wahren Christentum“, um 1488), Franz von Sales („Anleitung zum frommen Leben“, 1609) und Hieronymus Oertl („Geistlicher Frauenzimmerspiegel“, 1681). Damals wie heute war der Leser eher eine Leserin. Die christliche Erbauungsliteratur mühte sich ums sittliche Dasein der Weiblichkeit, sie offerierte mit intellektuell niedrigschwelligem Mitteln höhere Tugenden. Auf dass frommen Frauen das Schicksal einer Madame Bovary erspart bleiben möge.

Handpostillen und Christenspiegel sind mittlerweile ein Fall für Kirchensoziologen. Das Wort Erbauung ist tot, die Sehnsucht nach Hilfe und Trost aber bleibt. Die Nachfolger der frommen Bestseller stehen als spirituelle Literatur in den Kulturkaufhäusern oder laufen als Coaching-Format bei RTL. Die Kundenschaft lockt die Aussicht auf ein „gelingendes“ Leben im Hier und Jetzt. Für Tugend, die im Himmel belohnt wird, ist es zu spät.



Innsbrucker Kreuz



Natterer Kreuz

Die Hoffnung in Buchform verkauft sich glänzend und sieht glänzend aus: Auf polierten Seiten machen sich Blütenblätter in extremer Nahaufnahme breit, für die spirituelle Aufladung sorgt ein Satz aus dem Munde einer Hildegard von Konfuzius-Coelho. Naturmotive – vom Schneekristall bis zum Wüstensand – haben das biblische Personal abgelöst. Im Andachtsbüchlein der Urgroßmütter senkte Maria verlegen den Blick, heute schaut die fast heilige Margot der Kundenschaft vom Cover aus mitten ins Gesicht.

Der österreichische Künstler Thomas Parth, dessen Bilder wir auf dieser und der nächsten Seite zeigen, traut sich trotz allem, sein neuestes Werk als „Erbauungsbuch“ zu kennzeichnen. Er hat in Tirol die welken Blüten alpenländischer Volksfrömmigkeit systematisch festgehalten: Kapellen, Wegkreuze, Votivtafeln, Heiligenfiguren, den Gekreuzigten mit und ohne Dornenkrone, allein oder in der Kreuzigungsgruppe. Es gibt Ganzkorpusaufnahmen und allein acht Fotos von verschiedenen Lendenschurzen.

## Lichtorgel statt Harmonium

„Gott sieht alles im heiligen Land Tirol“ hat er das Buch genannt. Aber Gott hat keine Spiegelreflexkamera dabei, und Thomas Parth offensichtlich auch nicht. Seine Fotos sehen so aus, als habe Großonkel Franz sie fürs Familienalbum geknipst. Wie ein volkstümliches Gegenstück zu perfekt ausgeleuchteten Ars-Sacra-Prachtbänden. Im Volkston erklärt der Tiroler in kleinen Texten, was es mit der Dreifaltigkeit, der Schmerzensmutter und dem kleinen Jesulein auf sich hat. Der fünfjährige Jesus, weiß Parth zu berichten, konnte andere Kinder tot umfallen lassen. „Dieses Kindheitsevangelium wurde nicht in die Bibel aufgenommen“, vermerkt der Autor lakonisch. Ist das erbaulich oder bricht da einer Steine aus dem Kirchenbau?

Ganz in Schwarz hat Parth sein Werk gehüllt, wie ein altes Gebetbuch liegt es in der Hand. Der vorkonziliar sozialisierte Katholik ist geneigt, bei diesem hapti-



Schönwieser Kreuz



Anderes Natterer Kreuz

schen Gefühl ein demütiges Lied anzustimmen: „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar“. Doch die ersten Sätze des Büchleins verströmen keinen Kirchenliedsound, Parth wirft statt des Harmoniums die Lichtorgel an. Er erzählt im Vorwort aus der Dorfdisco. Ein fremdes Mädchen bezauberte in seiner Jugend ihn und seine Freunde. Ein Mädchen aus einer anderen Liga, schwärmt er. Der jüngste der Jungs fiel vor der Schönen auf die Knie und rezierte ergriffen: „Du lobwürdige Jungfrau/ Du gütige Jungfrau/ Du Sitz der Weisheit/ Du Ursache unserer Freude/ Du geheimnisvolle Rose.“ Für heutige Teenager kaum vorstellbar: Der Junge wollte weder Maria noch das Mädel beleidigen. Als katholischer Bub konnte er kein größeres Kompliment.

Thomas Parth blamiert diese alte katholische Welt nicht, er klagt die Kirche nicht wegen Volksverdummung an. Das heilige Land Tirol bleibt Heimat, gerade weil das Blattgold an manchem Heiligenschein so rührend angekratzt ist. „Es ist vorbei“, flüstern die Fotos. „Vergesst uns nicht!“, flehen manche Heilige stumm. Verloren und ein bisschen schief stehen die einstigen Volksliebblinge in Ecken herum, dahinter bröckelt die Wand; die Sonnenblumen vor dem bekrönten Jesuskind in der Kapelle des Wintersportmekkas Fiss lassen die Köpfe hängen. Was Parth bescheiden als Erbauung tituliert, offenbart sich als raffinierte Melange aus Wehmut, Staunen und ironischem Ernst. Zurück zum Alten will er nicht.

Erbauung war in früheren Jahrhunderten die Kehrseite der Angst. Nach Erbauung sehnte sich, wer die Knie wund gescheuert hatte von Dauerdemut, wer zu oft Erniedrigung verspürte. Der Katholizismus schlug Wunden und gab die Salbe gleich mit: Maria hörte als beste Freundin selbstloser zu als die Klatschweiber im Dorf und erst recht aufmerksamer als der eigene Ehemann. Der heilige Antonius half beim Schlüsselsuchen, der Jesus am Wegkreuz winkte dem Betrunkenen heim. Diese Gottesmutter, dieser Heilige und dieser Heiland flößten Gläubigen kei-



Kappler Dornenkrone



Innsbrucker Dornenkrone



Tabadiller Dornenkrone



Mieminger Dornenkrone

ne Furcht ein. Die Volksfrömmigkeit zelebrierte zwar die Höllenangst mit Heulen und Zähneklappern, aber die Hände der Kunsthandwerker blieben ruhig genug, um jede Falte eines Gewandes zu drapieren und jede Pore im Gesicht der Gottesmutter rosarot zu malen.

So schwachsinig, wie Literaturpöppel von der Couch aus behaupten, war Erbauung mitnichten. Sie zeugte von einer sinnvollen Überlebensstrategie. Der schlicht-schlaue Katholik des 17., 18. und 19. Jahrhunderts durchsuchte die Religion nach Nützlichem und Aufmunterndem, nach Menschlichem und Alltags-tauglichem. Nur mit Normen und Rigorismen hätte er es nicht aushalten können. Der Mensch fügte sich in sein Schicksal, und der Glaube fügte sich ins Leben.

Das Wort Patchwork kannte damals kein Bergbauer, Buddha hatte es noch nicht über die Alpen geschafft. Aber zurechtgeflickt und passend gemacht wurde Religion auch in der Tiroler Bergwelt. Volksfrömmigkeit meint auch die selbst gebastelte Glaubensdecke voller katholischer Motive, ein bisschen zerfetzt, nicht ganz auf Kante genäht, aber schön weich. Rom war weit, und Hauptsache, das Flickwerk wärmte. Volksfrömmigkeit ist nichts anderes als eine Patchworkreligion, bloß ohne Dalai Lama und Kabbala.

## Glauben für die Hosentasche

Wer baut schon noch eine Kapelle, um Gott zu danken? Wer hängt sich ein Kreuz mit Korpus vors Haus? Heutige Frömmigkeit gibt sich individuell. Mit Handschmeichlerkreuzen und Schutzengeln verdienen moderne Devotionalienhändler ihr Geld. Gott sieht alles, auch das kleine glatt polierte Kreuz für Zwischendurch entgeht ihm nicht. Aber die Fotografen, die sehen von unserer Hosentaschenfrömmigkeit in 100 Jahren nichts mehr. Sie verschwindet so spurlos wie das wunderschöne Mädchen nach dem Marienlob.

Es verließ die Disco und erschien nie wieder.

## FRAGEN AN THOMAS PARTH

# „Diese Frömmigkeit ist vorbei“

**BILDSPRACHE** Der Tiroler Künstler über Jungfräulichkeit, die Poesie der Heiligen und seine buddhistische Annäherung ans Katholische

**Christ & Welt:** „Ein Erbauungsbuch“ haben Sie Ihr Werk genannt. Das meinen Sie doch nicht ernst, oder?  
**Thomas Parth:** Warum nicht?  
**C & W:** Weil niemand mehr zugibt, bloß Erbauliches zu veröffentlichen. Wenn überhaupt, dann nennt man das Spiritualität.

**Parth:** Schon richtig. Erbauung hat etwas Altes, Vergessenes. Meine Bilder – die Heiligenfiguren, das Inventar der Tiroler Kapellen – haben einen poetischen Reiz. Aber ich zeige auch, dass diese Sprache nicht mehr die religiösen Bedürfnisse der Menschen heute trifft. Diese Volksfrömmigkeit ist vorbei.

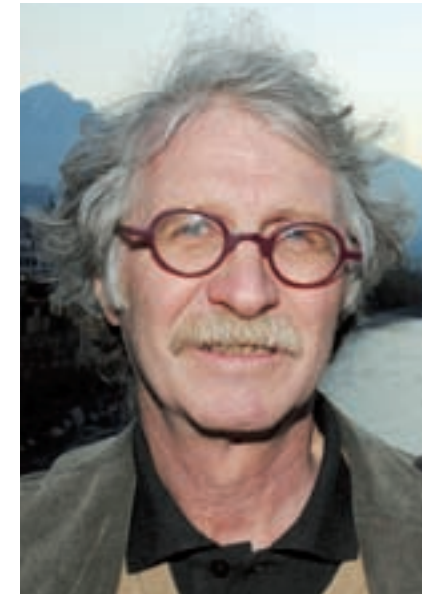
**C & W:** Was geht verloren ohne Volksfrömmigkeit?

**Parth:** Ganz profan: Wir verstehen einen großen Teil unserer Kultur nicht mehr, wenn religiöse Anspielungen ins Leere gehen, weil das Wissen fehlt. Weniger profan: Es geht in der Kirche das Bemühen verloren, vom Volk ver-

standen zu werden. Man kann natürlich zur alten Volksfrömmigkeit nicht zurück. Wunderglauben, Höllenangst, Heiligenlegenden – das entspricht heutigen Menschen nicht mehr. Aber ich bedaure, dass man keinen glaubwürdigen Ersatz dafür findet. Nehmen Sie das Bild der Reinheit, der Jungfräulichkeit. Ein ganz wichtiges Motiv für die Volksfrömmigkeit. Heute wird nicht mehr die Jungfrau als Sinnbild der Reinheit gezeigt, sondern irgendein weißes Blütenblatt auf der Wiese.

**C & W:** Sie vermissen zeitgenössische Madonnen?

**Parth:** Als Fotograf schon, ja. Aber ich sehne mich natürlich nicht in die Zeit zurück, als die katholische Kirche das Land im Griff hatte. Ich kenne aus vielen Gesprächen mit alten Menschen die Nebenwirkungen: die Einschüchterung, die Angst. Es ist ja mitnichten so, dass Leute nur aus edlen Motiven Kapellen errichtet und Heiligenfiguren



Thomas Parth hat Theologie und Germanistik studiert. Er verlegt und schreibt ungewöhnliche Bücher.

aufgestellt haben. Es gab auch den Wettbewerb um die prächtigste Kapelle und die teuerste Schnitzkunst.

**C & W:** Aber kirchenkritisch wirkt Ihr Buch weiß Gott nicht.

**Parth:** Nein, ich wollte nicht die religiösen Gefühle von Menschen verletzen, die diesem alten Katholizismus treu bleiben. Ich beschreibe in den Texten so, wie man gemeinhin den Buddhismus beschreibt. Respektvoll, naiv, erklärend, aber nicht verstörend.

**C & W:** Haben die Kapellenbesitzer Sie gern reingelassen?

**Parth:** Die meisten schon. Eine sehr alte Dame sagte mir: „Da könnte ja jeder kommen“, aber dann ist sie doch den steilen Hang zur Kapelle raufgegangen und sogar wieder runter und noch einmal rauf, weil sie den Schlüssel vergessen hatte. Meine Bilder sind nicht arrangiert, ich habe nichts verückt, jede

FORTSETZUNG AUF SEITE 4



Ischgljer Höllenwesen

**FORTSETZUNG VON SEITE 3**

Kerze habe ich an ihrem Platz gelassen. Ich habe, wenn Sie so wollen, volkstümlich fotografiert. Nur vorher habe ich mir wahrscheinlich mehr Gedanken gemacht als der übliche Besucher. Ich bin wie ein Sammler an die Sache herangegangen. Ich habe Heiligenfiguren, Wegkreuze, Votivtafeln, Bildstöcke, Herrgottswinkel gesammelt.

**C&W:** Wird der Sammler vor allem dort fündig, wo der Himmel nah ist, also in den Bergdörfern? Oder hätten Sie auch am Niederrhein fotografieren können?

**Parth:** Darüber habe ich nie nachgedacht. Es gibt diese besonders bildreiche alpenländische Frömmigkeit. Vergleichbare Motive hätte ich auch in Bayern finden können, aber in Tirol kenne ich mich halt besser aus.

**C&W:** Warum empfinden Sie die Motive als eine Bildsprache von gestern?

**Parth:** Weil wir mit anderen Bildern überschüttet werden. Nehmen Sie die Darstellung des leidenden Heilands am

Kreuz. Wenn Sie das mit einem Kriegsfoto vergleichen, mit dem Bild eines echten leidenden Menschen von heute, wirkt das Leiden des Gekreuzigten fast harmlos. Und weit weg. Auch da hat man keine neue Sprache gefunden. Wegkreuze zum Beispiel sind heute noch in Tirol beliebt. Aber sie werden, auch wenn sie neu sind, meistens barock gestaltet.

**C&W:** Hängt in Ihrem Haus ein Kreuz?

**Parth:** Meine Eltern haben mir eines geschenkt. Es war ihnen sehr wichtig, dass ich eines habe. Ich habe den Korpus aufgehängt, das Kreuz selbst nicht.

**C&W:** Das ist ungewöhnlich. Man sieht eher das Kreuz ohne Korpus als umgekehrt.

**Parth:** Ja, mein Glaube ist vielleicht auch ungewöhnlich. Ich bin ein religiöser Mensch, und bin davon überzeugt, dass der Mensch über den Tod hinaus für sein Leben verantwortlich ist. Dogmatisch gläubig zu sein ist mir aber nicht möglich.

**C&W:** Heilige machen Gott so schön handhabbar. Haben Sie einen Lieblingsheiligen?

**Parth:** Mir sind fast alle lieb. Nur den Nepomuk, den mag ich nicht, der war so ein politischer Heiliger. Optisch ist der heilige Florian besonders reizvoll, der steht immer so unmotiviert neben brennenden Häusern und ist doch der liebste Heilige der Feuerwehren.

**C&W:** „Gott sieht alles“, behauptet Ihr Titel. Ist das Drohung oder Verheißung?

**Parth:** Das findet man in Tirol oft an Türrahmen, und es war als Drohung gemeint. Auch in finsterner Nacht entgeht ihm nichts. Heute klingt es für mich eher wie ein Versprechen. Wenn es ihn gibt und er alles sieht, wird wohl auch alles ein Ziel haben.

Das Gespräch führte Christiane Florin. Zum Weiterlesen: **Gott sieht alles im heiligen Land Tirol.** Ein Erbauungsbuch von Thomas Parth. Editiones, Innsbruck 2011. 432 Seiten, 34 Euro.



Ischgljer Himmelswesen

# Als Luther das Christkind erfand

**KEIN WUNDER** Mit Neid blicken wir Protestanten auf katholisches Brauchtum. Ihm wohnt ein Zauber inne. Aber der Adventskranz war eine evangelische Idee!

Von Andreas Öhler

**W**er Luther und Bach in seinen Reihen weiß, dem dürfte es eigentlich an nichts mangeln. Das abtrünnige Mönchlein hat als Gründungsvorsitzender unseres Vereins die Heilige Schrift in sein wuchtiges Deutsch gezerrt und ganz nebenbei unsere Sprache revolutioniert. Dem Eisenacher Barockkomponisten gelang dasselbe mit der Musik: Seine Orgelwerke liefern einen Vorgeschmack auf die himmlische Musik, die die Seligen dereinst erwartet, wenn sie sich auf Erden als gute Christenmenschen erwiesen haben. Bei zwei solchen Weltgenies braucht es keine Devotionalien mehr, keinen Glaubensklimbim, der an Wallfahrtsorten vertrieben wird.

**Doch der Fleiß des Wittenberger Reformators hatte seinen Preis:** Zwar kam uns Protestanten das Reich Gottes nun nicht mehr ganz so entlegen vor, aber jeglicher Zauber war verflogen, spätestens, als die Kirche mit ihrem Latein am Ende war. Nicht ohne Neid blicken wir gelegentlich, wenn die Augen von der Bibelexegese müde werden, auf den Glanz des katholischen Lichtwunders, das sich besonders in der Adventszeit offenbart. Wort und Text sind eben doch nicht alles; mit Hermeneutik allein ist das Heilige nicht zu erfassen. Selbst der sprödeste Pietist wird angesichts der beschaulichen althergebrachten Weihnachtsmärkte nicht abschätzig von Buzenzauber sprechen. Dass die Katholiken die besseren Zeremonienmeister in Sachen religiöses Brauchtum sind, muss er ihnen einfach zugestehen.

Ja. Es fehlt im Protestantismus an christlichen Brauchtümern. Deren Wesen ist das gut eingespielte Ritual. Wenn das Kirchenjahr den Takt vorgibt, lässt sich der Lebensalltag leichter handhaben, Lasten werden eingebunden. Im Brauchtum versichert sich eine gewachsene kollektive Identität fortwährend ihrer selbst. Das hat etwas Erlösendes und Beruhigendes. Wer sich den Bräuchen unterwirft, wird in Warte gebettet, in der Gemeinschaft aufgehoben. Doch in unseren protestantischen Vereinsstatuten ist Behaglichkeit nicht vorgesehen. Wir treten einzeln vor Gott, mit der ganzen Last unseres Gewissens, kein Geistlicher kann uns Absolution auf Erden erteilen, kein Gemeinschaftsgefühl rettet da unser Seelenheil, es bietet höchstens etwas Trost.

Es war das Bilderverbot des Protestantismus, das dazu führte, dass der evangelische Glaube heute vor allem gelebte Abstraktion ist. Ein Beispiel: Das Kreuz, des Figürlichen entledigt, ist nur noch bloßes Symbol und eben kein Kreuzifix mehr, an dem der Schmerzensmann hängt. Der Protestant braucht weder Krippenspiel noch Passionsspiele, um sich seinen Erlöser bildhaft vor Augen zu führen. Er verweigert sich jeglicher Heiligenverehrung, begibt sich auf keine Prozessionen, benötigt keine Monstranzen, keine Wallfahrten und keinen Reliquienschein. Lieber hält er sich an die Botschaft des Herrn als an das Grabtuch in Turin oder den Heiligen Rock in Trier. Aber ihm fehlt etwas.

Die weltorientierten Protestanten gehen heutzutage lieber bis zur Unkenntlichkeit im Zeitgeist auf, statt sich einem Brauchtum zu verschreiben, hinter dem sie nur ein erstarrtes Regelwerk vermuten. Auf der einen Seite die Schutz- und Trutz-Burg der Tradition, auf der anderen Seite immer noch der Bauernkrieger, der auf Klosterdach den roten Hahn setzt und zum Bildersturm auf die katholischen Gotteshäuser bläst. Ob dieses revolutionäre Erbe unserem Verein wirklich noch rudimentär im Blut liegt, ist nicht so einfach auszumachen. Wenn das der Fall ist, dann wäre die Verweigerung des Brauchtums selbst schon ein alteingesessenes Ritual. Und was ist ein altein-

gesessenes Ritual anderes als Brauchtum? Religiöse Riten, von der Taufe bis zur Beerdigung, sind in der evangelischen Kirche durchaus traditioneller Bestandteil, auch wenn die Freiheit, diese Riten zu modifizieren, jederzeit gegeben ist.

Das Brauchtum ist die Brücke zwischen Volksglaube und religiöser Doktrin. Der Katholik befindet sich gleichsam in einem Kugelkondensator zwischen diesen beiden Polen, in dem er sich bewegt, bis der Funke überspringt. Der Protestant muss den Spagat zwischen Volksglauben und Heilslehre nicht leisten: Durch Luthers Bibelübersetzung beruft er sich allein auf das Wort Gottes, das in der Botschaft Jesu Christi aufscheint. Der Ausdruck religiöser Frömmigkeit wurde nach innen verlagert und bedarf daher keiner Festigung durch Gebräuche mehr.

Es klingt ein wenig grotesk, dass ausgerechnet die Protestanten, die dem religiösen Brauchtum eine Absage erteilt haben, wesentlich zur Etablierung christlicher Gebräuche beigetragen haben. Das „Christkind“ gilt als der evangelische Gegenentwurf zu Sankt Nikolaus, weil die Protestanten mit der Heiligenverehrung brechen wollten. Bis ins 16. Jahrhundert hinein war Nikolaus der Geschenkebringer. Martin Luther höchstselbst soll es gewesen sein, der das „Christuskind“ an dessen Stelle etablierte. Indem er ein Brauchtum zerstören wollte, schuf der Reformator ein neues. Im sel-

ben Zug wurde Sankt Nikolaus als Weihnachtsmann verweltlicht, sein einstiger christlicher Hintergrund verblasste. Als Coca-Cola-Werbefigur kam er in den Dreißigerjahren in Amerika zu neuer Popularität.

Auch der so beliebte Adventskranz wurde 1839 ausgerechnet von einem evangelisch-lutherischen Theologen namens Johann Hinrich Wichern (1808–1881) eingeführt. Der Erzieher betrieb in Hamburg das Rauhe Haus, eine soziale Auffangstätte für Kinder in einem Bauernhof, die sonst vor Armut gestorben wären.

Um ihnen die Wartezeit auf das Weihnachtsfest zu verkürzen, baute er aus einem alten Wagenrad einen Holzkranz, der mit zwanzig kleinen roten und vier großen weißen Kerzen bestückt war. Das diente nicht nur der sinnlichen Erbauung, sondern war gleichzeitig – protestantisch-pragmatisch gedacht – praktischer Rechenunterricht. Da mit jedem Tag ein neues Lichtlein angezündet wurde, konnten die Kinder abzählen, wie lange es noch bis zur Christnacht dauerte.

**Dass sich das katholische Brauchtum auf regionale Gebiete zurückziehen musste,** während sich die protestantische Kultur flächendeckend durchsetzte, kann man dem Geist des Protestantismus anlasten. Wenn aber katholisches Brauchtum etwa in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz zur reinen Folklore verkommt, weil ihr kulturhistorischer Kontext nicht mehr vermittelt werden kann, ist sie an diesem skurrilen Anachronismus nicht schuld. Wie spottete doch Kurt Tucholsky so treffend: „Das sicherste Zeichen dafür, dass mit einem Volksbrauch etwas nicht in Ordnung ist, sind Lehrer und Pfarrervereinigungen zu seiner Konservierung.“



Das Hl. Kundler Jesuskind



Das andere Hl. Kundler Jesuskind



Das Hl. Leutascher Jesuskind



Das Hl. Mariasteiner Jesuskind

Gott geb das ich dies heilig Auge schäu,  
Und rein von aller Sünde sei.

FOTOS: THOMAS PARTH